

# Antwort an B. Kedar-Kopfstein

Hans-Peter Müller (Münster)

## I.

Das ebenso gedankenreiche wie anschauliche Referat von Professor Kedar-Kopfstein regt mich zu einigen linguistischen Erörterungen an, die für die lexikalische Arbeit von Bedeutung sein können.

Semantische Ambiguität, ein Kernproblem der Semantik, kann gedeutet werden (1.) als eine ursprüngliche Nachbarschaft zweier oder mehrerer Bedeutungen, die durch *ein* Lexem zum Ausdruck kommen, und (2.) als Ergebnis der metonymischen oder metaphorischen Herleitung einer oder mehrerer Sproßbedeutungen von *einer* Grundbedeutung, die für das betreffende Lexem als ursprünglich angenommen wird.

1. Für die erste Möglichkeit verweist Professor Kedar-Kopfstein auf die Interpretation der Doppelbedeutung von *bāhūr* durch M.H. Segal: danach ist ein *bāhūr* „a young man who has been chosen to go to war“; es sind eben in der Regel junge Menschen, die ins Heer einberufen werden<sup>1</sup>. Dabei erwähnt B. Kedar-Kopfstein die Behandlung beider Bedeutungen als Homonyme in den zitierten Lexika; wenn aber das Lexem in der Bedeutung „Soldat“ gebraucht wird, sei es gleichgültig, von welcher der beiden angenommenen Grundbedeutungen diese Bedeutung abgeleitet wird. Wir fragen darum: stehen die beiden Bedeutungen „a young“ und „a chosen one“ schon ursprünglich als gleichberechtigt nebeneinander?

Eine Schwierigkeit scheint freilich zu sein, daß *bāhūr* „Junger (Mann)“ offenbar für ursprüngliches \*/*bāhhūr*/ steht, da dessen Plural *bahūrîm*, *bahûraj* u.s.w. lautet<sup>2</sup>; \*/*bāhhūr*/ ist ein beschreibendes Adjektiv nach *qattul*, das sich wiederum, aufgrund einer Verdoppelung des 2. Radikals und Vokaldehnung, als Intensivform von *qatul* herleitet<sup>3</sup>. *bāhūr* „Erwählter“ dagegen, dessen Pl. cs. *b<sup>ê</sup>hûrê* lautet (1 Sam 26,2; 2 Sam 10,9), ist Part. pass. qal. – Gleichwohl verfallen wir gewiß keinem zweifelhaften Etymologisieren, wenn wir darauf hinweisen, daß auch das Part. pass. qal genauso auf die morphologische Struktur eines beschreibenden Adjektivs *qatul* in der Dehnstufe zurückgeht. Aufgrund des Fortbestands älterer ergativischer Syntaxstrukturen vermag das Part. pass. qal seinen semitistisch ohnehin jüngeren passivischen Charakter<sup>4</sup> auch in anderen Fällen wie z.B. bei *bārûk* „Segensträger“ und *ʿārûr* „Träger von Fluchkräften“ nicht eindeutig zu realisieren. Sind wir also wirklich genötigt, *bāhūr* „Junger“ und *bāhūr* „Erwählter“ als Homonyme anzusetzen?

<sup>1</sup> CAD B, S. 212, zitiert 1a einige Verwendungen von akk. *bêru(m)*, die an eine „Auswahl“ für den Polizei- und Kriegsdienst, an „Aushebung“, denken lassen. Zu *bê/Tru(m)* II „Garde“ s.u.; zu Mari-akk. *behrum* Anm. 6.

<sup>2</sup> Vgl. B. Kedar, *Biblische Semantik*, 1981, 127.

<sup>3</sup> Vgl. BLE 480s, 533f; HAL s.v. *bāhūr* I.

<sup>4</sup> Vgl. Vf., *Das Bedeutungspotential der Afformativkonjugation*. Zum sprachgeschichtlichen Hintergrund des Althebräischen, ZAH 1, 1988, 74-97.159-190, hier 183.



B. Kedar-Kopfstein scheint mit Recht im Zweifel zu sein. Es ist freilich schwer, für die Verwandtschaft der beiden Bedeutungen eine eindeutige Kategorie zu finden. Zumindest \**bahûr* für \*/*bāḥḥûr*/ „Junger“ und *bāḥûr* „Erwählter“ aber sind, streng genommen, keine Homonyme. Liegt bei der Opposition der beiden Plurale *bahûrîm* „Junge“ versus *b<sup>c</sup>ḥûrê* „Erwählte des ...“ nicht vielmehr – wie etwa bei der deutschen Opposition von „wieder“ versus „wider“ – eine etymologische Verwandtschaft bei sekundärer, künstlicher Differenzierung vor? Im Akkadischen (Babylonischen, Altassyrischen) haben sowohl *bāḥûr* \*/*bāḥḥûr*/ „Junger“ als auch *bāḥûr* „Erwählter“ nur eine Entsprechung, nämlich das Verbaladjektiv *bē/îru(m)* II „ausgewählt, Garde“ u.ä.<sup>5</sup>, worauf jetzt Ges<sup>18</sup> hinweist; dessen zweite Bedeutung mag immerhin auf eine Bedeutungsverengung im Sinne von „(Soldaten) ausheben“ zurückgehen<sup>6</sup>. Können aber nicht doch bei einem Lexem zwei oder mehrere Bedeutungen lediglich lose aneinander haften? Könnte das „clearly discernible conceptual link“ der beiden Bedeutungen des *einen* polysemen Lexems nicht bereits auf der gemeinsamen Ebene des Beschreibens, wie sie durch *qatul* > *qatûl* > *qattûl* verwirklicht wird, gesucht werden?

2. Für die zweite Möglichkeit, die der metonymischen Ableitung einer oder mehrerer Sproßbedeutungen von einer Grundbedeutung, gibt Professor Kedar-Kopfstein zwei charakteristisch verschiedene Beispiele. *māzôr*, das man geradezu unter die Wörter mit Gegensinn, die <sup>2</sup>*addād*, rechnen könnte, wird von mittelalterlichen jüdischen Kommentatoren und von Buber – Rosenzweig anders als von den meisten neuzeitlichen Lexikographen als *ein* polysemes Lexem behandelt: die gegensätzlichen Bedeutungen „a wound“ und „a bandage“ werden von Raschi, Ibn Ezra und Qimḥi u.a. auf eine gemeinsame Verbalwurzel *zrh* „to powder“ zurückgeführt, von welcher Grundbedeutung sich die gegensätzlichen Nominalbedeutungen metonymisch herleiten sollen<sup>7</sup>. *māzôr* sollte m.E. freilich eher als *maqāl*-Bildung zu *zûr* oder als *qatâl* zu *mzr* gedeutet werden, da man bei einer *maqtal*-Bildung von *zrh* ein \**mazrê* (wie *mar<sup>2</sup>ê*, *miqwê*, *maṭṭê*) erwarten würde; nimmt man Homonymie an, könnte das eine Homonym von *zûr*, das andere von *mzr* stammen. – Im anderen Fall, dem von *maṭṭê* und *šēbæṭ*, ist der metonymische Zusammenhang der beiden geschichtlich bezeugten Bedeutungen „staff“ und „tribe“ in der Vorgeschichte zu suchen; synchron verhalten sich die Bedeutungen aber wie die von Homonymen, was die Differenz der Kategorien Polysemie versus Homonymie – zumindest diachron – relativiert.

<sup>5</sup> AHW 122b; vgl. CAD B, 207b.

<sup>6</sup> So nennt CAD B, 186a, für das zugehörige Verb *beḥêru*, das im Neubabyl. ein aram. Lehnwort darstellt, bei dem /h/ sich als /ḥ/ erhalten hat (vgl. W. von Soden, Aramäische Wörter in neuassyrischen und neu- und spätbabylonischen Texten. Ein Vorkbereich I, Or[NS] 35, 1966, 1-20, hier 7; ferner AHW 117b/118a), die Bedeutungen „1. to select, 2. to levy (troops)“. Zum entsprechenden Gebrauch des ursprünglich akk. *bêru(m)* bzw. *bē/îru(m)* II vgl. Anm. 1. Zu *beḥrum* bzw. *šābum beḥrum* „Elite(-Truppe)“ schon in der Mari-Korrespondenz und in einem Brief Ḥammurabis als Entsprechung zu hebr. *bahûrîm* vgl. M. Noth, Die Ursprünge des alten Israel im Licht neuerer Quellen (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, H. 94), 1961, 35, ferner zu Mari-akk. *beḥrum* im militärischen Sinne ARM XV/1, S. 193, wohingegen *bā<sup>2</sup>îrum* auch „Fänger, Fischer“ bedeuten kann (freundlicher Hinweis W. von Soden; vgl. AHW 96a, CAD B, 33).

<sup>7</sup> Vgl. Kedar, Bibl. Semantik, 123.



## II.

Offenbar beruht die Differenzierung von Polysemie und Homonymie teilweise auf einer zu weitreichenden, weil zu prinzipiellen Annahme von Grundbedeutungen in Fällen, wo dieselbe lexikalisch relevante Lautfolge verschiedene Bedeutungen realisiert; durch ihre Ambiguität kann auch eine relativ kleine Menge von lexikalischen und grammatischen Signifikanten eine relativ große Menge von Signifikaten transportieren<sup>8</sup>. Natürlich ergibt sich die Bedeutung *mal'ak* „Engel“ metonymisch als Ellipse aus *mal'āk* + Gottesbezeichnung für den Boten Gottes. Aber schon bei *'ap* „Nase, Zorn“, vor allem bei *rū'h* „Wind, Geist“ sowie auch bei *rō'š* „Kopf, Gipfel“ bzw. „Oberhaupt, Anfang, (der/die/das) Beste“ kann man nicht ganz so sicher sein, welche hier die Primär-, welche die Sekundärbedeutungen sind. Ist die auf einen Menschen bezogene Bedeutung wie „Kopf“ grundsätzlich die ursprünglichere gegenüber einer sächlichen Bedeutung wie „Gipfel“<sup>9</sup>? Ist eine konkretere Bedeutung wie „Kopf, Gipfel“ oder „Nase“ wirklich mit Sicherheit älter als eine abstraktere wie „Oberhaupt, Anfang, (der/die/das) Beste“ oder „Zorn“<sup>10</sup>, so daß man letztere als ‚übertragen‘ bezeichnen muß<sup>11</sup>? Wenn man hier und in vielen anderen Fällen, besonders bei Primärnomina, nicht weiterkommt, wäre zu fragen, ob man den Begriff ‚Grundbedeutung‘ nicht in mehrfacher Hinsicht einschränken sollte.

1. Synchron haften bei polysemen Lexemen die Einzelbedeutungen nur lose aneinander; ein Signifikant bindet diachron eine wuchernde Menge von Signifikaten an sich, ohne daß sich diese immer auf *eine* Grundbedeutung zurückführen und dadurch untereinander hierarchisieren lassen; so ergibt sich bei vielen Lexemen ein weites, wenn natürlich auch nicht unbegrenztes Bedeutungspotential, von dem erst situationell ein vereindeutigender Gebrauch gemacht wird. Nicht nur dem Sprecher stehen bei Benutzung eines Lexems eine Menge untereinander diffus verbundener Bedeutungen zur Wahl; je nach sensibler Phantasie auch bei den Hörern können denotativ nicht im Vordergrund stehende Bedeutungen konnotativ mitwirken, ohne daß das Gewichtsverhältnis von Denotation und Konnotation im Einzelfall Rückschlüsse auf das Verhältnis etwaiger Haupt- und Nebenbedeutungen in anderen Fällen zuließe. Nach welchen Gesichtspunkten kann man Haupt- und Nebenbedeutungen also überhaupt unterscheiden? Nach der Statistik zufälliger Bezeugungen? Auf das biblische Hebräisch bezogen wäre eine Statistik schon insofern belanglos, als dessen literarischer Charakter über die Kolloquialsprache des Alltags, wie ein Vergleich mit dem epigraphischen Hebräisch zeigen kann<sup>12</sup>, wenig erkennen läßt. Gerade die stärker situationsgebundene, handlungsbezogene Alltagssprache aber

<sup>8</sup> Vgl. J.H. Hospers, Polysemy and Homonymy, ZAH 6, 1993, 114-123, hier 114.

<sup>9</sup> Kedar (Bibl. Semantik, 144) spricht in bezug auf „Kopf eines Berges“ Ex 19,20, „des Baumes“ Jes 17,6 oder „des Turmes“ Gen 11,4 von ‚Sinnstreckung‘, wobei „die Übertragung menschlichen Wesens auf die Außenwelt nicht mehr empfunden wird“.

<sup>10</sup> J. Barr (Scope and Problems in the Semantics of Classical Hebrew, ZAH 6, 1993, 3-14, hier 8) spricht von traditioneller „overemphasizing of ‚concrete‘ or physical meaning in the presentation of lexical material“.

<sup>11</sup> So Ges<sup>18</sup> s.v. *'ap* A.2.

<sup>12</sup> Vgl. Vf., Kolloquialsprache und Volksreligion in den Inschriften von Kuntilet <sup>c</sup>Ağrūd und *Hirbet el-Qōm*, ZAH 5, 1992, 15-51.



hat eine viel unmittelbarere Funktion bei der Lebensbewältigung: in ihr mögen auch Substantive nur eine relative situationelle Monosemierung erfahren, d.h. eher etwas jeweils-Akzidentielles an den Dingen bezeichnen als etwas dauerhaft-Substantielles; die Eindeutigkeit des Urteils in der Alltagssprache entspricht eher dem Erfordernis von Entscheidungssituationen und beschränkt sich auf sie.

2. Auch diachron bleibt die sog. Grundbedeutung oft eine willkürliche Setzung: sie ist meist nur die erfolgreichste von mehreren Bedeutungen des betreffenden Lexems aus vorgeschichtlicher Zeit. Die Schwelle zwischen Vorgeschichte und Geschichte, hier mit dem Übergang zu uns zufällig erhaltener Schriftlichkeit identisch, ist in semantischer Hinsicht von geringer Relevanz: aus der Vorgeschichte bleiben neben *einer* erfolgreichen Bedeutung, die in die erhaltenen Texte einging, *andere* Bedeutungen für denotativen und konnotativen Gebrauch erhalten, Bedeutungen, von denen wir nicht einmal wissen, ob sie in der Kolloquialsprache nicht auch einmal die erfolgreicheren waren. Der Zusammenhang von Bedeutungen in geschichtlicher Zeit kann, wie das Beispiel *maṭṭê/šēbaṭ* erahnen läßt, in vorgeschichtlicher Zeit enger oder noch diffuser gewesen sein. Das von B. Kedar-Kopfstein für die Annahme von Polysemie eines Lexems reklamierte „clearly discernible conceptual link“ ist etwa im Fall der von ihm anderwärts beschriebenen Synästhesien<sup>13</sup> zwar leicht einsichtig; es muß aber grundsätzlich aus der Wirklichkeitswahrnehmung des frühantiken bzw. antiken Menschen beurteilt werden, in die wir uns nur schwer einfühlen können. Insbesondere wo der Zusammenhang zwischen Bedeutungen desselben Lexems schon dem antiken Menschen so weitläufig erschien, daß Verständnisschwierigkeiten entstanden<sup>14</sup>, hat man mit phonologischen oder anderen grammatischen Mitteln differenziert. Eine künstliche phonologische Differenzierung scheint, wie gesagt, bei Flexionsbildungen erfolgt zu sein, wenn *baḥûrîm* „Junge“ von *b<sup>c</sup>hûrê* „Erwählte des ...“ unterschieden wird; flexionale Differenzierung liegt etwa auch vor bei *hēni<sup>a</sup>ḥ* „er hat ruhen lassen“ versus *hinni<sup>a</sup>ḥ* „er hat hingelegt“, beides Hiph<sup>c</sup>il des polysemen Verbs *nûḥ*, und bei ähnlichen Beispielen fälschlich sog. aramaisierender Bildungen<sup>15</sup>. In bezug auf die Doppelbedeutung von *rû<sup>a</sup>ḥ* hat W. von Soden unlängst gezeigt, „daß bei ‚Wind‘ die Mask.-Belege annähernd die Hälfte von allem ausmachen, während ‚Geist‘ ganz überwiegend als grammatisches Femininum behandelt wird, weil *rû<sup>a</sup>ḥ* da an das Femininum *naepæš* ‚Kehle, Seele, Leben‘ angeglichen wurde“<sup>16</sup>; daß die Unterscheidung durch das grammatische Geschlecht nicht konsequent erfolgt, erklärt sich eben aus ihrer Nachträglichkeit und Künstlichkeit, die mangels Eindeutigkeit von *rû<sup>a</sup>ḥ* das Analogon eines Lexems zum Modell nahm, dessen Bedeutung einer der *rû<sup>a</sup>ḥ*-

<sup>13</sup> Synästhesien im biblischen Althebräisch in Übersetzung und Auslegung, ZAH 1, 1988, 47-60.147-158.

<sup>14</sup> Polysemie durch nachbarsprachlichen Einfluß, die zweifellos das Verständnis erschwerte, liegt wohl am ehesten vor, wenn *ʿmr* im Ugar. oder gar im Hebr. sowohl im Sinne von „sagen“, als auch, wie im Akk., von „sehen“ gebraucht wurde; vgl. U. Rütterswörden, Antwort an J. Barr, ZAH 6, 1993, 15-20, hier 19 (Lit.).

<sup>15</sup> Vgl. Vf., Aramaisierende Bildungen bei Verba mediae geminatae – ein Irrtum der Hebraistik?, VT 36, 1986, 423-437.

<sup>16</sup> Der Genuswechsel bei *rû<sup>a</sup>ḥ* und das grammatische Geschlecht in den semitischen Sprachen, ZAH 5, 1992, 57-63, hier 63.



Bedeutungen ähnlich war. Wie änderte sich überhaupt das Bedeutungspotential eines Lexems in der Bedeutungsgeschichte des biblisch und außerbiblisch bezeugten Althebräisch, d.h. faktisch, da wir keine kompetenten Sprecher befragen können: welche Bedeutungen aus diesem Potential wurden wo und wann *vorwiegend* verschriftet?

Aus der diachronischen Wahrnehmung von Polysemie ergeben sich drei Fragen, die ich noch nicht zu beantworten vermag. (1.) Arbeiten ältere, gar archaische Sprachen, wenn die Menge der ihnen zur Verfügung stehenden Signifikanten relativ klein ist, mit polysemeren lexikalischen, morphologischen und syntaktischen Signifikanten als jüngere? (2.) Sind innerhalb der gleichen Sprache ältere Lexeme polysemer als jüngere? Muß also bei Wurzeln mit zweikonsonantigen Basen, also etwa bei den meisten schwachen hebräischen Verben, die älter und z.T. mit hamitischen (ägyptischen) Wurzeln identisch sind, auch mit größerer Polysemie gerechnet werden? Monosemierungsbedarf durch sog. aramaisierende Bildungen entsteht ja gerade bei diesen Wurzeln, wie das o.g. Beispiel *nūḥ* zeigt. (3.) Wie verhalten sich lexikalische und morphosemantische Polysemie zueinander – also etwa die einzelsprachliche Multifunktionalität der semitischen Konjugationsthemen mit ihrer Überlagerung von objektiven und subjektiven Aspekten und von Tempora<sup>17</sup>?

3. Bei einiger erkenntnistheoretischer Reflexion kann Polysemie von Wörtern, Sätzen und Texten freilich niemand verwundern. B. Kedar-Kopfstein versteht Sprache mit Recht als Symbolsystem, das dekodiert werden muß<sup>18</sup>. – Das Leben, dem Sprache und Denken im Interesse seiner Einnistung in eine zu assimilierende Umwelt dienen, bedarf zur Selbsterhaltung und Optimierung nur einer „unscharfen Logik“ (fuzzy logic). Sollte es gerade bei einer so elementaren Form menschlicher Selbstverwirklichung wie dem Sprachgebrauch anders sein, so daß wir gerade hier eine streng logisch organisierte Hierarchisierung von Signifikaten erwarten dürften? Wenn nun aber nicht nur die Signifikate eines polysemen Lexems lediglich lose aneinander haften, sondern auch der Hörer oder Leser von Sätzen und Texten mit über deren Bedeutung entscheidet, so ist das Verhältnis von lexikalischen Signifikaten und Satz- bzw. Textbedeutungen zur Referenz vollends ungewiß; die Bedeutung eines Satzes oder Textes entsteht nicht nur beim Spiel mit seinen Begriffen, sondern geradezu erst auf dem Weg zum Hörer<sup>19</sup>. Die Dekodierungen von Sprache ergeben jedenfalls immer wieder nur einen neuen Kode.

*Alle* Bedeutungen sind darüber hinaus, wie K. Jaspers im Anschluß an Nietzsche

---

<sup>17</sup> Vgl. Vf., Polysemie im semitischen und hebräischen Konjugationssystem, Or(NS) 55, 1986, 365-389, dazu Hospers, aaO. 121. Mit welchem Recht kann man aber von Morphosemantik sprechen und wie sind die Erfahrungen mit lexikalischer Polysemie auf Multifunktionalität morphologischer Einheiten übertragbar? Wie läßt sich eine lexikalische, wie eine morphosemantische Polysemie syntaktisch einschränken, d.h. welchen Begriff von Syntax muß man bilden, um die betr. syntaktische Monosemierung darunter begreifen zu können?

<sup>18</sup> Bibl. Semantik, 9ff.

<sup>19</sup> Vgl. U. Eco, Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten, (1979) 1987, und andere Arbeiten Ecos. Wenn vollends ein Text kanonisiert ist, sanktioniert er mittels Auslegung – auch heute noch, wie zum Beweis der Wirkungslosigkeit historischer Kritik – beinahe jede Bedeutung, für die gerade Bedarf zu bestehen scheint; aus Selbstunsicherheit unterlegen die Gegenwart ihre Anliegen einer autorisierten Vergangenheit, über die sie ansonsten – zum Teil mit Verachtung – herausgelangen wollen.



und Gerber darlegte<sup>20</sup>, in gewissem Maße metaphorisch: die Signifikate tragen an die Referenz Bedeutungen heran, von denen wir nicht wissen können, ob das „Ding an sich“ sie hat oder nicht hat. Insofern kann lyrische Sprache, worin die Begriffe metaphorischer, die Syntax weniger streng gehandhabt wird, mit ihrem loseren Zugriff auf die Referenz der Wahrheit über die Wahrheitsfähigkeit des Menschen sogar näher sein als die begriffsstrenge, diskursive Prosa, wie der transzendente Subjektivismus aller Zeiten wußte. Gelegentliche Oxymora, die bei poetischen Vergleichen und Metaphern gebildet werden, um einen semantischen Schock hervorzurufen, mögen dafür ein Paradigma sein: der Abstand zwischen gegenständlichen und figurativen Begriffen läßt die Willkür bei der Wahl der letzteren hier unbefangener erkennen. Letztendlich ergibt sich: die Bedingungen der Möglichkeit insbesondere assertorischer Aussagen sind so zahlreich, daß die Möglichkeit ihrer Realisierung erheblich zusammenschrumpft; darum darf ein Lexikon nicht größere Begriffsschärfe suggerieren wollen, als in den jeweiligen Gattungen, die es unterscheiden kann, tatsächlich erreicht wird.

### III.

Für die künftige Lexikographie ergibt sich neben vielem anderen:

1. Die Zahl der Homonyme vermindert sich in dem Maße, wie der Begriff der Semenübereinstimmung innerhalb *eines* Wortfeldes als Bedingung der Möglichkeit, Polysemie *eines* Lexems anzunehmen, weitläufig und im erreichbaren Umfang einfühlbar gehandhabt wird. Sicher von Homonymie ausgehen kann man, wenn bei zwei phonemgleichen semitischen Lexemen ein Phonem auf differente ursemitische Phoneme zurückgeht<sup>21</sup>; in vielen anderen Fällen werden sich lexikalische Homonyme tatsächlich als polyseme Lexeme erweisen oder doch etymologisch zu verbinden sein. – Wie aber sind bei diesen und anderen Problemen die (paradigmatischen) Wortfeldbefunde, die teilweise aus dem Mittelhebräischen ergänzt werden müssen<sup>22</sup>, wie die kontextuellen Monosemierungen, insbesondere durch (syntagmatische) Phraseologien, einzubringen? Wortfelder und Phraseologien sind oft gattungsspezifisch; mit einer lexematischen Datenorganisation wird es also nicht immer getan sein. Viele Lexeme gehören auch mehreren Wortfeldern an und tragen zu vielen Wendungen bei, woraus sich weitere Organisationsprobleme ergeben. Wie überhaupt vereinbart sich die Wortfeldforschung mit der herkömmlichen alphabetischen Lexemanordnung?

2. Der Begriff „Classical Hebrew“ bedarf der Differenzierung: nicht nur sind biblische Literatursprache und biblische und epigraphische Kolloquial- bzw. Alltagssprache zu unterscheiden; auch Regionaldialekte wie das Nordisraelitische und die Sprache von Tell Deir <sup>ע</sup>Allā sowie die nachexilische Judaisierung der Sprache des Alten Testaments<sup>23</sup> sind zu berücksichtigen; zum Problem der nicht mehr konsens-

<sup>20</sup> Von der Wahrheit, (1947) <sup>4</sup>1991, 395-401 u.ö.

<sup>21</sup> Vgl. etwa zum Zusammenfall von /h/ und /ħ/ zu <h> und von /<sup>ע</sup>/ und /ġ/ zu <<sup>ע</sup>> Rütterswörden, aaO. 15f.; dazu unten Barr, 39f., und Muraoka, 47.

<sup>22</sup> Vgl. R. Meyer, Methodische Erwägungen zur geplanten Neuauflage von Gesenius, Hebräisch-aramäisches Handwörterbuch, in: Congress Volume Uppsala 1971 (VTS 22), 1972, 174-184, hier 179.

<sup>23</sup> Vgl. E.A. Knauf, War „Biblisch-Hebräisch“ eine Sprache?, ZAH 3, 1990, 11-23.



fähigen Datierung von Einzeltexten und Textschichten kommt das Problem einer sprachlichen Überarbeitung älterer und ältester Texte, insbesondere wenn diese nicht redaktionsgeschichtlich abgrenzbar ist<sup>24</sup>. Wenn vollends die ältesten Qumrantexte früher anzusetzen sind als die jüngsten Teile des Alten Testaments einschließlich Jesus Sirachs: gehören dann auch sie zum „Classical Hebrew“? Dazu treten einige ältere, heute neu virulente Fragen: was leisten neben LXX deren hebraisierenden Revisionen<sup>25</sup> entsprechend ihren Intentionen und Arbeitsweisen für die althebräische Semantik? Welche soziolektalen und regional-dialektalen Elemente aus althebräischer Zeit finden sich im Mittelhebräisch der verschiedenen Ausprägungen wieder, welche im samaritanischen Hebräisch?

*Zusammenfassung (abstract):*

Kategorien der traditionellen Semantik wie die der Grundbedeutung und die Unterscheidung von Polysemie und Homonymie relativieren sich. Die Einzelbedeutungen eines polysemen Lexems haften oft nur lose aneinander. Was synchron als Grundbedeutung erscheinen mag, ist diachron meist nur die erfolgreichste Bedeutung des betr. Lexems aus vorgeschichtlicher Zeit. Dazu kommt die uns noch weithin unbekannte Differenz von Literatur- und Alltagssprache im Althebräischen. Vor allem erhebt sich gegen eine streng logische Hierarchisierung von Signifikaten das erkenntnistheoretische Bedenken, daß das Leben, dem Sprache und Denken dienen, zu seiner Erhaltung und Optimierung ohnehin nur einer „unscharfen Logik“ bedarf. – Am Schluß werden einige Konsequenzen für künftige Lexikographie gezogen.

*Anschrift des Autors:*

*Prof. Dr. H.-P. Müller, Rockbusch 36, D-48163 Münster, Bundesrepublik Deutschland*

---

<sup>24</sup> Vgl. D. Michel, Art. Hebräisch I, TRE XIV, 1985, 05-510, hier 507 (unter 5.2).

<sup>25</sup> Vgl. zu Aquila, Symmachus und Theodotion D.-A. Koch, *Die Schrift als Zeuge des Evangeliums*, 1986.